

6 Wirklichkeiten des Konstruktivismus

Die Strömungen des Poststrukturalismus und der Dekonstruktion, welche die Paradigmenwechsel im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wesentlich mitbestimmt und initiiert haben – wenn auch über Umwege, selten im akademischen Mainstream –, haben im Anschluss an Nietzsche, Heidegger, Lacan und Althusser u.a. zu einer Dekonstruktion der Vorstellung von Realität beigetragen, die diese vor allem als Phantasma (Lacan), Ideologie (Althusser), als epochenrelative »Episteme« (Foucault) oder als bloßen Oberflächeneffekt einer fluide Unterschiede generierenden »différance« (Derrida 1990) fasste – damit aber zugleich jede Möglichkeit einer Thematisierung von Realität aus dem Blick verlor. Demgegenüber hat mit dem Konstruktivismus, v.a. in seiner »radikal« genannten Variante, ein Paradigma Verbreitung gefunden, für das der Begriff der Realität ein zentrales Diskussionsthema (um nicht zu sagen Schlagwort) darstellt. Auch wenn das Verhältnis des Konstruktivismus zu den in den Disziplinen etablierten Methodologien eher ambivalent blieb, sind viele der ehemals als provokativ empfundenen Annahmen, vielleicht gerade aufgrund ihrer Anschlussfähigkeit in relativistischen Theorieentwürfen, in den akademischen *common sense* eingesickert, ohne dass man auf breiter Basis von einer »radikal-konstruktivistischen Wende« sprechen könnte. Insbesondere die als eher kognitivistisch verengt und in sozialtheoretischer Hinsicht unzureichend empfundene Fixierung auf die solitäre und singuläre Weltkonstruktion steht nach wie vor konträr zu einem handlungstheoretisch orientierten und körperbezogenen disziplinären Kontext. Es ist jedoch, zumal in medienanthropologischer Hinsicht, wichtig und interessant zu fragen, ob sich die Ideen des Konstruktivismus nicht auch anders lesen und in andere Beziehungen bringen las-

sen. Wolfgang Welschs philosophisch gewendeter relativistischer Konstruktivismus (vgl. Welsch 2000a) beispielweise ist frei von kognitivistischen Verengungen, und die Rigidität des »Radikalen« ist einer pragmatischen Offenheit gewichen. Bezugnahmen zwischen Pragmatismus bzw. Neopragmatismus einerseits und Radikalem Konstruktivismus (Rorty, s.u.), interaktionistischem Konstruktivismus (Reich 1998, Neubert 1999), system- bzw. differenztheoretischen Konstruktivismus (Bergmann 1981; Bender 1989) und »Post-Konstruktivismus« (Schmidt 2004; Sandbothe 2004) andererseits sind zunehmend häufiger zu finden, und im übrigen beziehen sich sowohl Neopragmatismus als auch der differenztheoretische Konstruktivismus auf zentrale Argumente des Dekonstruktivismus (Rorty 1987; Luhmann 1992:93). Dies gibt Anlass, einigen Spielarten des Konstruktivismus größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Verhältnis des Antirepräsentationalismus zum Konstruktivismus ist durchaus komplex. Im erwähnten Aufsatz, in dem Rorty das Label »Sozialkonstruktivist« zurückweist (Rorty 1997), findet sich wenige Absätze später überraschender Weise eine positive Bezugnahme auf einen zentralen Autor des Radikalen Konstruktivismus: »Sieht man Sprache und Untersuchen aus der biologischen Perspektive, mit der uns die Arbeiten Humberto Maturanas und anderer in den letzten Jahren vertraut gemacht haben, wird es möglich, das Bild des menschlichen Geistes als eines inneren Raumes, innerhalb dessen sich die menschliche Person befindet, aufzugeben« (Rorty 1997:16). Dies war freilich auch schon bei den Pragmatisten, etwa William James, John Dewey und George Herbert Mead explizites Programm, ohne dass es hierzu eines biologischen Paradigmas bedurft hätte. Vor allem aber stellt sich die Frage, ob nicht ein Missverständnis der Natur des Radikalen Konstruktivismus vorliegt, wenn konstruktivistische Thesen ungeprüft zur Stützung pragmatistischer Ideen herangezogen werden. Insbesondere ist die Frage zu klären, ob der Radikale Konstruktivismus als antirealistisches Projekt nicht zumindest teilweise in der alten repräsentationalistischen Denkweise verharrt: Nicht alle, aber einige der wichtigsten radikal-konstruktivistischen Modelle fungieren, so die im folgenden darzustellende These, als Repräsentationen von (angenommenen) Mechanismen der Konstruktionsprozesse in Systemen bzw. Organismen, und sie verhalten sich in ihren *Auswirkungen* nicht anders als die Annahme einer so-und-so bestehenden

dinglichen Realität. In der Folge tauchen im Diskurs Fragen des Typs »Wie hängen Bewusstsein und Gehirn zusammen?«, »Wie bringen Neuronen Bedeutung hervor?« auf, die eine typische scientistisch-realistische Signatur vorweisen. Hierbei dominiert entweder jeweils eine biologistische und physikalistische Komponente (»Das Bewusstsein ist eine Funktion des Gehirns«; »Bedeutung ist eine Funktion bestimmter chemischer und elektrischer neuronaler Abläufe«), oder aber die verschiedenen Bereiche werden als Arbeitshypothesen eines zugrunde liegenden, aber nicht unmittelbar beschreibbaren Substrats verstanden (»Bewusstsein und ›Zustand eines Teils der vorderen Schläfenlappen‹ sind zwei verschiedene Perspektiven auf dieselbe Sache«; »die neuronale Aktivität und die ihr entsprechende Bedeutung sind zwei Seiten derselben Medaille«). »Gehirn«, »Neuronen« oder auch »Organismus« etc. werden dann als ein Stück erforschbarer (externer) Realität behandelt und nicht, jedenfalls nicht konsequent, als Konstruktionen *des Konstruktivisten* reflektiert. In diesem Fall wird hier von einem *konstruktivistischen Quasi-Realismus* gesprochen. Als Vertreter einer weiteren Kategorie radikal-konstruktivistischen Denkens können solche Theorien betrachtet werden, die einen biologisch-systemischen Ansatz verwenden, und die das naturwissenschaftliche Paradigma des Beobachtens, genauer: der vom Beobachter hergestellten *Konstruktion* »kognitives System/Organismus vs. Umwelt« methodisch in den Mittelpunkt stellen. Die Reflexion auf den eigenen Beobachterstatus führt zu der quasi klassischen relativistischen Selbstverortung dieser Konstruktivismen (Fischer/Schmidt 2000). Schließlich wird die These vertreten, dass mit dem differenztheoretischen Konstruktivismus der Systemtheorie Niklas Luhmanns nicht mehr ein relativistisches, sondern tatsächlich eine Art antirepräsentationalistisches Erkenntnismodell einhergeht, bei dem die genauere Analyse zeigt, dass die Objekte dieser Theorie, »Systeme«, weder als etwas verstanden werden, was »da draußen« ist, noch als so etwas wie eine »andere Welt«, auf die die Theorie sich in ihren Aussagen in relativistisch-repräsentativer Weise bezieht.

Zum Status der folgenden Diskussionen muss angemerkt werden, dass erstens aus dem breiten Strom radikalkonstruktivistischer Modelle nur einige wenige mit dem Ziel herausgegriffen werden, die hier diskutierte Methodenproblematik knapp, aber deutlich zu demonstrieren. Die-

ses Vorgehen wird den behandelten Theorien sicherlich nicht in jeder Hinsicht gerecht. Die Kritik verfolgt in dieser Hinsicht nur den Zweck einer eng fokussierten Rekonstruktion der epistemologisch-ontologischen Implikationen einiger konstruktivistischer Ansätze, um deren (auch methodisch fundierte) Brauchbarkeit in Bezug auf ein komplexeres Verständnis der Realitätsproblematik differenzierend abzuklären.

6.1 Konstruktivistischer Quasi-Realismus

Realistische Modelle innerhalb des Konstruktivismus modellieren nicht den Aussage- oder Objektbereich der Theorie – es wäre kein Konstruktivismus, wenn nicht über etwas ausgesagt würde, dass es ›konstruiere‹ –, sondern den Geltungsanspruch der Theorie, der bisweilen im Bereich eines – innerhalb etwa rein naturwissenschaftlicher Forschung gegebenenfalls praktisch sinnvollen – Realismus verbleibt.

In ihren naiveren Versionen, die etwa unter – durchaus nicht ironisch gemeinten – Titeln wie »Der Innenraum des Schädels und der Außenraum der Welt« in maßgeblichen Sammelbänden zum Konstruktivismus (Fischer 1998) darlegen, wie »das Innen das von dem Außen aufnimmt, was in es einpaßt« (Breidbach 1998:319) stehen in so erheblicher Dissonanz zum erkenntniskritischen Impetus des Radikalen Konstruktivismus, dass sie vielleicht die Dehnbarkeit dieses Labels über die Maßen strapazieren.

Doch lassen sich konstruktivistische Varianten des Realismus auch jenseits solcher epistemologischer Fauxpas' finden. Der Hirnforscher und Philosoph Gerhard Roth resümiert in seinem Band »Das Gehirn und seine Wirklichkeit« (Roth 1997) seine Vorstellung von der Beziehung zwischen ›Realität‹ und ›Wirklichkeit‹ in folgender Weise:

»Wenn ich [...] annehme, dass die Wirklichkeit ein Konstrukt des Gehirns ist, so bin ich gleichzeitig gezwungen, eine Welt anzunehmen, in der dieses Gehirn, der *Konstrukteur*, existiert. Diese Welt wird als ›objektive‹, bewusstseinsunabhängige oder transphänomenale Welt bezeichnet. Ich habe sie der Einfachheit halber *Realität* genannt und sie der *Wirklichkeit* gegenübergestellt. In dieser Welt – so nehmen wir an – gibt es viele Dinge, unter anderem auch Organismen. Viele Organismen haben Sinnesorgane, auf die physikalische und chemische Ereignisse als Reize ein-

wirken, und sie haben Gehirne, in denen aufgrund dieser Einwirkungen und interner Prozesse eine phänomenale Welt entsteht, eben die Wirklichkeit [...] *Die Wirklichkeit wird in der Realität durch das reale Gehirn hervorgebracht.* [...] Ich sehe wirkliche, nicht reale Gegenstände. Dies gilt auch für mein Handeln. Wenn ich nach etwas greife, so bewege ich meine wirkliche, nicht meine reale Hand, die nach einem wirklichen, nicht nach einem realen Gegenstand greift.« (Roth 1997:325)

Dieses ontologische Ebenen- oder ›Containermodell‹ mutet auf den ersten Blick wie eine Umformulierung des cartesianischen *cogito* an, die das Ich durch das Gehirn ersetzt: *construit, ergo est*. Tatsächlich aber verläuft die Ontologisierung in umgekehrter Richtung. Roth behandelt das Gehirn ganz im konventionell naturwissenschaftlichen Stil der Neurophysiologie als eine vorfindbar-reale Tatsache, um dann von dort aus zu fragen, wie es ›seine Wirklichkeit‹ entwirft. Anhand eines Gedankenexperimentes, in welchem ein »Gehirn [...] ein Konstrukt von sich selbst« erzeugt, indem es sich etwa mittels bildgebender Verfahren oder auch durch Schädelöffnung ›selbst betrachtet‹ (Roth 1997:328 f.) demonstriert Roth sodann, dass das gesehene »wirkliche« Gehirn von dem sehenden, aber unsichtbaren »realen« Gehirn hervorgebracht wird.¹ Der epistemologische Output entspricht soweit dem szientistischen Input. Das erkenntniskritische Beobachterkonzept des Radikalen Konstruktivismus kommt hier nicht als paradigmatische Ausgangsthese zur Anwendung. Statt dessen wird aus der Argumentation *abgeleitet*, dass das ontologische Containermodell selbst eine Annahme ist, »die wir allerdings innerhalb der Wirklichkeit treffen und die nicht als eine Aussage über die tatsächliche Beschaffenheit der Realität missverstanden werden darf« (Roth 1997:325). Der Konstruktivist erkennt also, wenn auch sozusagen ›logisch verspätet‹, die Konstruktivität seiner eigenen Thesen. Doch wendet Roth diese Einsicht der Konstruktivität aller Erkenntnis nicht, wie es methodisch geboten wäre, in voller Konsequenz auf seine Ausführungen an. Aus diesem Grund bleibt der ontologische Dualismus trotz seiner inhaltlichen Relativierung das strukturierende Dogma der Argumentation

1 | Der bei derartigen Diskussionen durchgehend anzutreffende logische Fehler einer *metabasis eis allo genos*, welcher in diesem Fall einem digital operierenden vernetzten Neuronenverband in einem logischen Kurzschluss zuschreibt, dieser könne etwas »sehen«, ist für unsere Fragestellung nicht zentral und wird daher nicht weiter diskutiert.

Roths. Das zeigt sich bereits auf der rhetorischen Ebene, wo die apriorisch getroffene – hypostasierte – Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität nicht *ex post* aus dem Text verbannt werden kann: Wir wissen nach Roth, dass »Realität« eine Konstruktion ist, die wir in unserer Wirklichkeit hervorbringen, und deswegen wissen wir auch – hier folgt die *petitio principii* – dass diese Konstruktion der »tatsächlichen Beschaffenheit der Realität« (s.o.) nicht entsprechen muss. Dieser Ausdruck verweist auf eine implizite Unterscheidung von »wirklicher Realität« (konstruierte ›äußere Realität‹) und »realer Realität« (nicht-konstruierte ›äußere Realität‹, die ›hinter‹ der konstruierten steht). Würde er diese implizite Unterscheidung nicht treffen, so wären für Roth

»wiederum alle Befunde über das Zustandekommen der ›Welt im Kopf‹ völlig rätselhaft. Wenn ich als Hirnforscher den Zusammenhang zwischen Sinnesreizen, Hirnprozessen und bewusstem Erleben bzw. Handeln aufzeige, so müsste ich in diesem Fall einer außerordentlich merkwürdigen Täuschung unterliegen und mir überdies einbilden, es gäbe Kollegen, denen dies genauso ginge« (Roth 1997:325).

Da aber nun die Annahme einer ›Realität‹ wie jede Konstruktion nur von der ›Wirklichkeit‹ aus gemacht werden kann, hat die Realität erkenntnistheoretisch und ontologisch keinen weiteren Status als den eines Konstrukts. Daraus erwachsen zwei Probleme. *Erstens* führt Roths Theorie dazu, eine vor den anderen Konstruktionen vorrangige anzunehmen: denn das Konstrukt ›Realität‹ wird offenbar dazu verwendet, die ›Realität‹ (sic!) der Konstruktionen zu belegen. Es ist jedoch nicht einzusehen, warum diesem Konstrukt eine solche Dignität zukommen sollte. Aus der so zu einer Art ›Super-Konstruktion‹ erhobenen ›Realität‹ resultiert *zweitens* eine verschachtelte Variante des Repräsentationalismus: Nach Roth sind unsere Konstruktionen Repräsentationen von Dingen in der »Realität« (das Konstrukt ›Gehirn‹ entspricht einem realen ›Gehirn‹); die konstruierte »Wirklichkeit« muss also ihrerseits als Konstruktion einen (unerkennbaren) Bezug zur »Realität« haben. Damit befindet sich der quasi-realistische Konstruktivismus in einer überraschenden Nähe zur realistischen Abbildtheorie. Deren externalistischer Realitätsbezug wird zwar im Nachhinein internalisiert – dies macht aber keinen *praktischen*,

und somit keinen signifikanten Unterschied, wenn dieser Schritt nicht auf die Theoriekonstruktion zurückwirkt.²

6.2 Konstruktivistischer Antirealismus

Der Radikale Konstruktivismus geht überwiegend, anders als Roth, nicht von ›wirklich-reak‹ existierenden Gehirnen, sondern vielmehr von einem systemischen Paradigma aus, innerhalb dessen der Begriff einer systemunabhängig gedachten ›Realität‹ keinen Platz hat.³ Stattdessen findet der Begriff der *Umwelt* Verwendung. Im Gegensatz zum Konzept der »Realität« ist die »Umwelt« eines Systems im antirealistischen Konstruktivismus *immer nur* ein Konstrukt des Beobachters des Systems. Typisch hierfür ist etwa folgende Position:

»Die Umwelt, die [...] von der Eingabefunktion erster Ordnung eines wahrnehmenden Organismus ausgesandt wird, kann keineswegs mit dem gleich gesetzt werden, was der *Beobachter* eines solchen Kontrollsystems oder Organismus die Umwelt dieses Systems nennen würde. Der Beobachter trifft die Unterscheidung zwischen einem Organismus und seiner Umwelt als Unterscheidung in seinem eigenen Erfahrungsbereich. [...] Für den Organismus selbst jedoch bilden die Wahrnehmungssignale erster Ordnung die ›Umwelt‹; aber das gilt nur in einem rein metaphorischen Sinne, in dem sie das Rohmaterial bilden für alle weiteren neuronalen Verrechnungen. Vom Innern des Organismus aus gesehen – d.h. des Organismus, den wir beobachten –, kann unmöglich eine Unterscheidung zwischen dem Organismus und seiner Umgebung gemacht werden. ›Umgebung‹ ist kein Etwas, das ein Organismus irgendwie von seinen internen neuronalen Signalen ableiten könnte, sondern das nur von einem Beobachter des Organismus gesetzt werden kann.« (Richards/v. Glasersfeld 1987:208)

Interessant ist an dieser Passage die implizite, aber nicht thematisierte Voraussetzung, dass das beobachtete System selbst in der *Umwelt des Beobachters* (*zweiter Ordnung*) liegt – sonst würde er nicht einen *anderen* Organismus beobachten, sondern sich selbst. Es wird bereits hier deutlich, dass dies zu Problemen führt. Denn auch der Beobachter ist auf sei-

2 | Wenn eine Argumentation in ihren theoretischen Aussagen nicht-realistisch ist, in ihren praktischen Konsequenzen jedoch realistisch, entsteht ein performativer Selbstwiderspruch.

3 | Vgl. zu Roths Kritik an Maturana: Roth (1987b).

ne »Wahrnehmungssignale erster Ordnung« angewiesen, und kann laut Richards und von Glasersfeld »unmöglich« eine Unterscheidung zwischen sich und seiner Umgebung machen.⁴ Den Beobachter als solchen gibt es aber nur, weil und insofern er diese Unterscheidung *macht*. Dies führt zu der Konsequenz, dass zwar der Beobachter seine, wie aus dieser Position heraus angenommen werden muss: reale – Umwelt nicht von sich selbst unterscheiden kann, er aber nur Beobachter ist, *weil* er eine solche Unterscheidung *de facto* trifft. Der Beobachter scheint der Illusion einer internen Realität, einer »wirklichen Realität« im Sinne Roths aufzusitzen, während nur ein Beobachter des Beobachters seine Umwelt, also i.S. Roths dessen ›reale Realität‹ erkennen könnte (aber wieder nur als Teil seiner eigenen ›Umwelt-Illusion‹ aufgrund der operativen Geschlossenheit seiner Wahrnehmungen).

So kommt es zu einer Verschachtelung von Beobachtungsverhältnissen, bei der die aus der Beobachterposition gesetzte System/Umwelt-Differenz jeweils auf der nächsthöheren Ebene reproduziert wird. Im folgenden Schema (Tabelle 2) wird zur Verdeutlichung das von Richards/v. Glasersfeld angebotene Setting aufgenommen, in welchem drei Arten von Beobachtungsprozessen implizit angesprochen sind, nämlich

- *erstens* die Beobachtungsprozesse eines Organismus,
- *zweitens* die Beobachtung derselben durch einen Beobachter zweiter Ordnung, der im folgenden ›Empiriker‹ genannt wird (weil er beobachtet, wie der Organismus beobachtet, nicht aber zugleich, wie er selbst den Organismus beobachtet),
- *drittens* schließlich die Beobachtung dieses ›Empirikers‹ durch die konstruktivistische Theorie, die im Schema als ›Theoretiker‹ personifiziert wird.

Der Unterschied zwischen ›Empiriker‹ und ›Theoretiker‹ besteht darin, dass der ›Empiriker‹ nicht eine Beobachtung zweiter Ordnung beobach-

4 | Dabei ist zu beachten, dass es in diesem Konstruktivismus keinen *formalen* Unterschied zwischen informationsprozessierenden Systemen gibt, sei es nun eine Amöbe oder ein Akademiker. Daher besteht die Notwendigkeit zu thematisieren, was der Beobachter – nennen wir ihn »Empiriker« – beobachtet. Genau dieses leistet die konstruktivistische Theorie, indem sie feststellt, dass der Beobachter das beobachtete System von einer Umwelt unterscheidet.

tet, der Theoretiker hingegen genau dieses macht. Dies entspricht exakt der Feststellung Luhmanns, dass der Radikale Konstruktivismus »für sich selbst den Status eines externen Beobachters reklamieren« muss (Luhmann 1990a:24). In der Einstellung der ›Beobachtung n-ter Ordnung von Beobachtungen zweiter Ordnung‹ ist es konsequent (und für den Radikalen Konstruktivismus charakteristisch), dass eine Selbstbeobachtung des ›Theoretikers‹ erfolgt, also die Erkenntnistheorie in eine Wissenschaftstheorie mündet, die wie in unten dargestellter Weise in den bekannten selbstreferenziellen Zirkel einmündet. Es ist wichtig festzuhalten, dass hier nicht etwa im Sinne einer konservativen Konstruktivismuskritik die Selbstreferentialität einer Theorie als methodischer Fehler ›aufgedeckt‹ werden soll. Es geht vielmehr im Gegenteil darum aufzuzeigen, dass die epistemologischen Annahmen, welche mit der zitierten Passage Richards/v. Glaserfelds, insbesondere also mit dem Design der System/Umwelt-Differenz einhergehen, letzten Endes mit der selbstreferenziellen Zirkularität der Theorieanlage *kollidieren* und ihr insofern schaden. Denn, wie Armin Nassehi in Bezug auf die Perspektivität der Realitätskonstruktion im Radikalen Konstruktivismus feststellt, muss dieser »einen Standpunkt *außerhalb* der eigenen Konstruktionen, also außerhalb der Erkenntnis markieren, um die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis ausweisen zu können« (Nassehi 1992:56).

Tabelle 2: Verschachtelung von Beobachtungsverhältnissen im antirealistischen Konstruktivismus

Erfahrungsbe- reich des Orga- nismus (O):	(interne Signal- verarbeitung)			
Erfahrungsbe- reich des Empi- rikers (E):	Organismus O	für O unerreichbare Umwelt		
Erfahrungsbe- reich des Theo- retikers (Th) I	Empiriker E konstruiert die Organismus/Umwelt- Differenz		für E unerreich- bare Umwelt	
Erfahrungsbe- reich des Theo- retikers (Th) II	Theoretiker Th konstruiert die Empiriker/Umwelt-Differenz			für Th unerreichbare Umwelt
Erfahrungsbe- reich des Theo- retikers (Th) III	Theoretiker Th konstruiert die Theoretiker/Umwelt-Differenz			für Th unerreichbare Umwelt

Aus dem Schema wird ersichtlich, dass die ›Umwelt‹ auch auf der Ebene der Theorie, ähnlich wie Roths ›Realität‹, ein unerfahrbares Konstrukt (i.e. intern erzeugt), aber zugleich als der Theorie extern angenommen werden muss, insofern sie entsprechend den oben wiedergegebenen Ableitungen, die der Radikale Konstruktivismus aus der These der Umweltblindheit gefolgert hat, *ausschließlich* von einem externen Beobachter gesetzt werden kann. Niklas Luhmanns Anmerkung, das Argument des Radikalen Konstruktivismus ließe »sich überhaupt nicht antirealistisch verstehen, stützt es sich doch auf Resultate empirischer Forschungen, vor allem neurophysiologischer Forschungen« (Luhmann 1990:32) trifft sicherlich auf quasi-realistische Positionen wie die oben diskutierten zu, muss jedoch angesichts der hier aufgezeigten rekursiven Anwendung der Umweltproblematik auf den konstruktivistischen Beobachter selbst relativiert werden. Die Unerreichbarkeit einer (gleichwohl implizit vorausgesetzten) Außenwelt ist eine logische Konsequenz der These von der nur, aber dann notwendig *von außen* gesetzten Organismus/Umwelt- bzw. System/Umwelt-Differenz.

Ob hieraus ein hypothetischer Realismus abgeleitet wird, oder ob das Problem der ›Realität‹ (i.S. Roths) bzw. einer der Theorie gegenüberstehenden Umwelt als unauflösbarer Punkt der Theorie stehen gelassen wird, ist letztlich von zweitrangiger Bedeutung. In jedem Fall operiert die konstruktivistische Verfahrensweise aufgrund der ›Umwelt-Setzung von oben‹ auf jeder ihrer Konstruktionsebenen nach dem von Rorty kritisierten erkenntnistheoretischen Schema und gerät deswegen in eine erkenntnistheoretische Schiefelage: immer stiftet *allein der Beobachter* Kontexte (schafft ›Entitäten des Typs B‹ im Sinne Rortys), und immer leisten, wie unsere Analyse erwies, diese Konstruktionen »Kontextualisierung und Erklärung, lassen sich ihrerseits aber nicht kontextualisieren oder erklären, ohne dass man Gefahr liefe, in einen unendlichen Regress zu geraten« (Rorty 1991:76). Andererseits fungiert das Beobachtete immer als reines Objekt (›Entitäten des Typs A‹), das unfähig ist, irgendeine Art der (über seine internen Operationen hinausreichende) Beziehung aus sich heraus zu stiften. Insofern verbleibt der Konstruktivismus, wie Mike Sandbothe treffend feststellt, nicht anders als realistische Abbildtheorien, »im Paradigma einer auf Korrespondenz zielenden Repräsentation. Während die Adäquanz einer Darstellung abbildungstheoretisch durch ihren

Bezug auf einen darstellungstranszendenten Gegenstand bestimmt wird, ist das konstruktivistische Korrespondenzkriterium darstellungsimmanent definiert« (Sandbothe 2000:83).

6.3 Konstruktivistischer Antirepräsentationalismus

Differenztheoretischer versus radikaler Konstruktivismus

Bevor die Betrachtung zunächst auf Niklas Luhmanns differenztheoretischen Konstruktivismus ausgedehnt wird, sollen vorweg einige Unterschiede zu dem soeben behandelten systemisch-konstruktivistischen Ansatz hervorgehoben werden. Luhmanns Systemtheorie wird üblicherweise nicht in den Kontext des Radikalen Konstruktivismus gestellt, auch wenn beide Schulen sich teilweise auf dieselben Ideen stützen und sich bisweilen aufeinander beziehen. Sie ist dennoch, auch ihrem Selbstverständnis nach, *radikalkonstruktivistisch* in ihren erkenntnistheoretischen Implikationen. Der wesentliche Unterschied zwischen Radikalem Konstruktivismus und systemtheoretischer Beobachtertheorie liegt, wenn man so möchte, in der Wahl einer grundlegenden Unterscheidung mit gravierenden Konsequenzen für die daraus entstehende Theorie: Während die Systemtheorie sich darauf verlegt, mit Sinn operierende Systeme zu untersuchen, bildet für die Autoren des Radikalen Konstruktivismus überwiegend das Paradigma ›lebender‹ Systeme (bspw. Organismen, Gehirne) den Ausgangspunkt – auch und vor allem für Betrachtungen psychischer oder sogar sozialer Systeme (vgl. Hejl 1987). Luhmann (1995:56) wendet sich gegen diese seines Erachtens methodologisch naive Praxis:

»Man kann nicht einfach voraussetzen, dass Bewusstseinssysteme oder soziale Systeme ›lebende‹ Systeme sind. Zumindest folgt dies nicht aus der unbestreitbaren Tatsache, dass bewusste Systeme und soziale Systeme Leben (so wie vieles andere auch) voraussetzen. Gerade der Begriff der Autopoiesis regt dazu an, nach autonomen Formen der Produktion und Reproduktion der Einheit eines Systems zu suchen [...]«.

Hiermit ist die Voraussetzung zur erkenntnistheoretischen Entkopplung geschaffen, zum Kehraus mit der Vorstellung einer vom Beobachter zu setzenden Umwelt und einer irgendwie geteilten ›Realität‹ von Beobachtern oder auch Beobachtern und Beobachtetem.

Wenn also die methodologischen Mittel – die Konzepte des geschlossenen, selbstreflexiven, autopoietischen Systems und die Problematik seiner Bestehensmöglichkeiten innerhalb einer mehr oder weniger ›störenden‹ Umwelt – beim biologistisch-systemischen Konstruktivismus und bei der Systemtheorie sich insoweit nicht unterscheiden, so steht dem doch eine unterschiedliche Betonung der Konzeptionen aufgrund der verschiedenen Forscherperspektiven entgegen: denn wie zu sehen war, ist für den Radikalen Konstruktivismus das *von außen betrachtete* Verhältnis von Konstruktion und Umwelt zentral, und die Konzeptionen der Viabilität und der strukturellen Kopplung erfüllen offenbar eine wichtige Legitimationsfunktion für den (Eigen-) Wahrheitswert konstruktivistischer Diskurse.

Nicht so in der Systemtheorie. Natürlich stellt sich auch hier immer das Problem des dauerhaften Bestehens eines Systems in einer für es komplexen Umwelt. Doch liegen paradigmatische Welten zwischen der oben zitierten Ansicht Richards/v. Glasersfelds (1987:208), vom »Innern des Organismus aus gesehen« könne »unmöglich eine Unterscheidung zwischen dem Organismus und seiner Umgebung gemacht werden«, ›Umgebung‹ könne ausschließlich vom Beobachter gesetzt werden einerseits und der systemtheoretischen Position andererseits: Denn aus systemtheoretischer Sicht grenzt sich *jedes* selbstreproduzierende System, das zwischen Selbst- und Fremdreferenz zu unterscheiden fähig ist, *selbst* gegen seine Umwelt ab, *ohne Zutun eines äußeren Beobachters*: die autopoietische, selbstreflexive Aktivität des Systems ist gegenüber dem diese konstruierenden Beobachter *primär*. Daher lautet Luhmanns Kritik am Radikalen Konstruktivismus, ganz im Sinne der Diskussion im vorhergehenden Abschnitt:

»Konstruktivistische Theorien behaupten, dass kognitive Systeme nicht in der Lage sind, zwischen Bedingungen der Existenz von Realobjekten und Bedingungen ihrer Erkenntnis zu unterscheiden, weil sie keinen erkenntnisunabhängigen Zugang zu solchen Realobjekten haben. Dieser Defekt kann zwar auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung, der Beobachtung von kognitiven Operationen

anderer Systeme korrigiert werden. [...] Aber das führt nur zu einer Wiederholung des Problems auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung. Auch Beobachter anderer Beobachter können die Bedingungen der Existenz dieser Beobachter nicht unterscheiden von den Bedingungen des Erkennens, dass es sich um bestimmte, sich selbst konditionierende Beobachter handelt.« (Luhmann 1996:17)

Statt nun die Betrachtung auf das *Beobachterkonstrukt* System/Umwelt zu fixieren, verlegt Luhmann die Perspektive seines Beobachtens gleichsam *in* das System selbst hinein. Der Fokus verschiebt sich auf den *Prozess* des Beobachtens und vermeidet die prekäre repräsentationalistische Bezugnahme auf »den Beobachter« auf der einen und »die« Umwelt auf der anderen Seite der cartesianischen Kluft. Die grundlegende Perspektive wird durch die Unterscheidung von Operation und Beobachtung markiert; »der« Beobachter ist ein späteres, darauf aufsetzendes Theoriekonstrukt: »Beobachten wird als eine Operation gesehen und der Beobachter als ein System, das sich bildet, wenn solche Operationen nicht nur Einzelereignisse sind, sondern sich zu Sequenzen verketteten, die sich von der Umwelt unterscheiden lassen« (Luhmann 2002:142).

Luhmann orientiert sich hier an George Spencer-Browns *Laws of Form* (Spencer-Brown 1997). Dieser logische Kalkül beginnt mit dem Beobachten (Unterscheiden und Bezeichnen) und *endet* mit dem Beobachter als Wiedereintritt in die Form. Spencer-Brown illustriert dies anhand der »Welt, wie sie von Physiker beschrieben wird« (Spencer-Brown 1997:91). Diese bestehe etwa aus fundamentalen Teilchen, die als Wellen erscheinen, anderen elektromagnetischen Wellenformen (Licht), etc. »Alle diese erscheinen durch bestimmte Naturgesetze gebunden, welche die Form ihrer Beziehung bezeichnen« (ebd.), d.h. sie wurden (im komplexer Weise) unterschieden und bezeichnet – ohne dass »jemand« sich bezeichnet hätte; es geschieht zunächst einfach nur das Beobachten. »Nun ist der Physiker selbst, der all das beschreibt, nach seiner eigenen Auffassung selbst aus diesen aufgebaut. Kurz, er ist aus einer Konglomeration eben der Teilchen, die er beschreibt, gemacht, nicht aus mehr, nicht aus weniger, zusammengehalten durch solche allgemeine Gesetze und solchen gehorchend, die er selbst gefunden und aufgezeichnet hat« (ebd.). Man muss dies genau lesen, sonst entstehen Missverständnisse: wenn »der Physiker« sich in seiner Freizeit als Person, Mensch, Geistwesen, Organismus etc. betrachtet, dann beobachtet er in diesem Moment

nicht *als* Physiker und ist insofern auch keiner. Aber *wenn* er als Physiker beobachtet, beobachtet er auch *sich* physikalisch, d.h. mit den Unterscheidungen und Bezeichnungen der Physik – das ist das Geheimnis des Wiedereintritts (*reentry*). Jetzt erst, nachdem er sich selbst in dieser Weise verortet und beschrieben hat, sieht sich der Beobachter – und verschwindet sofort wieder, denn diese Einsicht erweist ihn als das, was er nicht ist: nicht Beobachter, sondern Welle und Teilchen. Dann wird wiederum erkennbar, dass Welle und Teilchen sich gleichsam selbst beobachten (immer aus der Perspektive des Physikers betrachtet). Aber dies konnte der Physiker wieder nur *beobachtet* haben, und so schließt sich der Zirkel. Der Beobachter sieht sich nie *als* Beobachter, sondern immer nur als Operation, also als *Vollzug* der beiden Momente der Beobachtung (Unterscheiden und Bezeichnen). Deswegen muss in jeder Selbstbeobachtung *das Beobachten* primär sein. Die Konsequenz für die Fremdbeobachtung ist: Will man nicht einfach einer *illusionären* Konstruktion nachjagen, so muss man nicht ›Beobachter beobachten‹, sondern ›Beobachten beobachten‹.

Auf diese Weise kann die Position des ›operativen Konstruktivismus‹ das aufgezeigte konstruktivistische Umwelt-Dilemma in eine ›autologische‹ Bestätigung der konstruktivistischen Idee konvertieren: gerade die Tatsache nämlich, dass eine Betrachtung von außen (durch andere Beobachter) aporetische Konsequenzen nach sich zieht, verweist auf die nicht relativierbare Vorrangigkeit der Operationen des Systems selbst: »Die primäre Realität liegt, die Kognition mag auf sich reflektieren, wie sie will, nicht in ›der Welt draußen‹, sondern in den kognitiven Operationen selbst« (ebd.:17 f.). Dies impliziert nicht etwa eine antirealistische Positionierung: ganz ähnlich der Position Rortys wird die ›Existenz‹ von Realität nicht etwa bestritten, jedoch verliert diese Vorstellung jegliche erkenntnistheoretische (und ontologische) Relevanz. Es macht aus dieser Sicht keinen Sinn, wie Roth es versucht, die Absicherung der konstruierten »Wirklichkeit« in einer gleichsam ›immanent-transzendenten‹ »Realität« zu suchen, und es macht ebenfalls keinen Sinn, die System/Umwelt-Differenz als *bloße* Konstruktion des Beobachters eines Systems zu behaupten. Denn diese Differenz kann nicht von außen eingeführt werden, sondern muss aus der Perspektive und nach Maßgabe der *operativen Eigenlogik* des betrachteten Systems konstruiert werden. Die Konstruktion

einer Umwelt hat der Selbstabgrenzung des Systems zu folgen, weil sie als *sein* Horizont gedacht wird: »Trotz, und gerade wegen dieser Beschränkungen durch blinden Fleck und operative Naivität gilt: daß man einen Beobachter beobachten kann, *wenn und nur wenn man darauf achtet, welche Unterscheidungen er verwendet*« (Luhmann 1992:86; Herv. im Orig.). Insofern kann nicht mehr behauptet werden, die Grenzsetzung zwischen System und Umwelt sei vom äußeren Beobachter bestimmt; vielmehr ist der Beobachter aufgerufen, der *Eigenlogik* des von ihm beobachteten »Systems« zu folgen.

Radikale Reflexion auf Differenz

Zunächst ist darzulegen, dass und inwiefern die dem Radikalen Konstruktivismus gegenüber geäußerte Kritik der ›repräsentationalistischen Verfahrensweise unter konstruktivistischen Vorzeichen‹ den differenz-theoretischen Konstruktivismus Luhmanns nicht tangiert. Obgleich nur durch Beobachter konstruiert, sind wie aufgezeigt aus Luhmanns Sicht Systeme hier keine reinen Objekte für den Beobachter (mit Rorty: keine an sich beziehungslosen Entitäten des ›Typs A‹). Da außerdem die Frage einer systemunabhängigen Realität innerhalb der Systemtheorie keinen Sinn macht, können ›Systeme‹ zugleich nur als *Beschreibungsweisen*, und nicht als ontische Wesenheiten, verstanden werden⁵ – in dieser Hinsicht scheint es der Systemtheorie zu gelingen, das ›cartesianische Echo‹ des Radikalen Konstruktivismus zu vermeiden.

Einer der grundsätzlichen Ausgangspunkte der Systemtheorie ist die Spencer-Brown entlehnte These, dass, wenn irgendetwas benannt oder sichtbar gemacht werden soll, vorher eine *Unterscheidung* getroffen werden muss. Diese Unterscheidung ist in keiner Weise ›wohlbegründet‹; sie ist vielmehr sogar unsichtbar: man braucht eine weitere Unterscheidung, um die erste Unterscheidung reflexiv einzuholen, und so ad infinitum. Keine dieser Unterscheidungen erzeugt so etwas wie ein adäquates Realitätsmodell oder – streng genommen – überhaupt etwas, was primär auf ›Etwas‹ (i.S. einer Entität) bezogen ist. Unterscheidungen sind Instru-

5 | Allerdings, wie später zu diskutieren ist, bedient sich Luhmann stellenweise ontologisierender Formulierungen, ohne sie zu relativieren, so dass der Eindruck entstehen muss, Luhmann behaupte die beobachterunabhängige Existenz von Systemen.

mente, um (systeminterne) Probleme handhaben zu können; sie erzeugen überhaupt erst eine Umgebung, in der irgendetwas zum Angriffspunkt eines Blicks oder einer Handlung werden kann.

Seit der Entstehung der antiken Philosophien gehört die Kritik von Unterscheidungen mittels anderer Unterscheidungen zum wesentlichen Reflexions- und Problemlösungsrepertoire von Kulturen. Philosophische, theologische und andere Dispute sind (Stichwort Universalienstreit) Auseinandersetzungen um die Wahl von Leitdifferenzen, die die Handlungscharakteristik ganzer Gesellschaften bestimmen können. Insofern impliziert Theorie immer die Positionierung gegen andere Theorien; jede Theorie kann insofern als ein quasi politisches Werben für das »richtige Unterscheidungsmanagement« und die Wege seiner Realisierung betrachtet werden. Üblicherweise werden dabei die eigenen Unterscheidungen nicht als solche unterschieden; sie werden vielmehr operativ verwendet und *ex post* legitimiert – neben Ontologien waren Anthropologien stets die wichtigsten Legitimationsgeneratoren (vgl. Foucault 1974:410). Das Kennzeichen dessen, was man als »postmodern« bezeichnet hat, ist hingegen durch die radikale Reflexion auf die eigenen Unterscheidungen und Unterscheidungssysteme als Unterscheidungen charakterisierbar. Das wohl konzeptionell deutlichste Beispiel hierfür stellt Jacques Derridas *différance*-Begriff dar, die die verborgene Unterschiedenheit jedes Unterschieds demaskiert und damit jeder »Metaphysik«, verstanden als Versuch, eine Unterscheidung als Vorrangige zu zementieren, den Boden entzieht. Die systemtheoretische Beobachtungstheorie, mag es auch aufgrund ihres szientistischen Duktus kaum so erscheinen, ist diesem Unternehmen durchaus verwandt.⁶ Denn das System »ist eine Differenz« (Luhmann 2002:79).

Es wurde bereits oben ersichtlich, dass das Beobachten dem Beobachter vorausgeht. Man sieht *nach* erfolgter Beobachtung, dass »jemand« beobachtet hat (denn sonst hätte man keine Beobachtung beobachtet, und man hätte, wenn das rekursive Spiel erlaubt sei, auch nicht beobachtet, dass man eine Beobachtung beobachtet zu haben glaubte, usw.). Wie daraus hervorgeht, ist der Kern des differenztheoretischen Konstruktivismus – die Beobachtungstheorie – nicht mit der Systemtheorie selbst gleichzusetzen. Für Luhmann »implizieren die Theorie des Beobachtens

6 | Vgl. dazu kritisch: de Berg/Prangel 1995; Teubner 1999.

und die Systemtheorie einander wechselseitig, und es bedürfte der Beobachtung eines weiteren Beobachters, wenn man ausmachen will, ob und für wen die eine oder die andere Theoriekomponente den Primat erhält« (Luhmann 1990Zeit:101). Es ist – da der Beobachter immer entzogen ist – vor allem offen, *was* man sagt, wenn man sagt, der Beobachter sei ein System, oder anders: es ist offen, ob der Beobachter nur und ausschließlich in der Form »System« gedacht werden kann. Auf diese Frage wird zurückzukommen sein (Kap. 8).

Beobachten beobachten

Das Charakteristische des beobachtungstheoretischen Ansatzes liegt darin, das Begründungsparadoxon der nicht einholbaren ersten Unterscheidung produktiv zu wenden, indem diese so festgelegt wird, dass die erste Unterscheidung nicht als Wesensunterschied hypostasiert, sondern in eine *zeitliche* Abfolge aufgelöst wird. Diese Dynamisierung verläuft über die Thematisierung von Beobachtung selbst: Beobachtung wird *als Operation* beobachtet. Nun kann unterschieden werden, *wie diese* Operation stattfand. Der Fokus verschiebt sich vom *Was* des Beobachtens (Alltags-erfahrung) zum *Wie* seines Vollzugs (Luhmann 1992:95). Dabei lassen sich die Aspekte a) der *Invisibilisierung*, b) der *Asymmetrie und Zeitlichkeit* sowie c) der *Kontingenz* als Struktureigenschaften von Beobachtung herausstellen:

a) Beobachten wird als eine Operation sichtbar, welche die Komponenten *Unterscheiden* und *Bezeichnen* zu einer prozessualen Einheit verbindet: Man kann nur etwas bezeichnen, das von anderem unterschieden ist – die *eine* Seite einer Differenz *und nicht* die andere (Luhmann 1998:69). Beobachten lässt sich somit als performativer Vollzug einer Differenz verstehen: Es ist das ›Realisieren‹ eines Unterschiedes,⁷ der als

7 | In dieser Phase unserer Diskussion ist die Vokabel ›Realisierung‹ freilich einigermaßen prekär, weil sie auf einem Begriff aufsetzt, der erst noch zu erarbeiten ist. Es sei an dieser Stelle lediglich darauf verwiesen, dass »Beobachten« bei Luhmann nicht im Sinne eines kontemplativen Guckkastenmodells gedacht ist, sondern formal Erkennen *und* Handeln als Einheit behandelt – Beobachtung ist also Ereignis und Vollzug zugleich (insofern wurde von der ›Realisierung‹ einer Differenz gesprochen). Genau diese Eigenschaft des Beobachtungsbegriffs ist praktisch identisch mit dem pragmatistischen Erkenntnismodell G. H. Meads. Die Vermittlung verläuft dabei über eine anthropologische Kritik des Luhmannschen Beobachterbegriffs (nicht: der *Theorie* des Beobachtens) (s.u.).

solcher zugleich unsichtbar *und* aktuell ist. Beobachtet man beispielsweise – etwa als Hirnforscher – ein Gehirn, so wird dies von allem, was in dieser Unterscheidung »nicht-Gehirn« ist, abgegrenzt, und zugleich wird die Gesamtheit dessen, was auf der anderen Seite der Unterscheidung liegt, unsichtbar. Ebenso unsichtbar ist die Differenz, die das Gehirn vom Nicht-Gehirn trennt – nicht nur aus dem genannten Grund, dass die Unterscheidung der Beobachtung zugrunde liegt und daher nicht zeitgleich beobachtet werden kann, sondern außerdem aus dem logischen Grund, dass die Differenz *als solche* eine Einheit ist. Eine Einheit von Differenzen ist jedoch ein Widerspruch in sich: ›Etwas‹ kann – auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung – nicht zugleich Gehirn und nicht-Gehirn sein. Die *doppelte Invisibilisierung* ist folglich auf dieser Ebene funktional, insofern sie die Voraussetzung für den operativen Vollzug der Differenz ist.⁸

b) Weiterhin erweist sich das Beobachten erster Ordnung als asymmetrische Operation: es kann immer nur eine Seite der Unterscheidung bezeichnet werden. Nur diese »Innenseite« der Unterscheidung ist thematisch anschlussfähig, während Luhmann die andere Seite mit Spencer Brown als *unmarked state* charakterisiert (Luhmann 2002:143). Denn um zu sehen, was das Andere der bezeichneten Seite einer Unterscheidung ist, muss diese andere Seite erst bezeichnet *werden*. Bei diesem *crossing* der Grenze (ebd.) gerät man auf die andere Seite, verliert aber die ursprüngliche aus dem Fokus, so dass wiederum ein neuer *unmarked state* auftritt. Zudem benötigt das *crossing* Zeit (Luhmann 1998:61). So entsteht das operative Paradox, dass beide Seiten einer Unterscheidung zugleich anwesend sind (sonst könnte die Unterscheidung nicht getroffen werden), jedoch nur nacheinander beobachtet werden können.

c) Wenn in dieser Weise Beobachten *als Operation* beobachtet wird, so bedeutet dies zum Einen, dass *jede* Beobachtung, egal welcher Ordnung, in der Reflexion operativen Charakter erhält. Beobachtungen zweiter und höherer Ordnung nehmen damit keinen erhabenen episte-

8 | Dennoch erhellt aus diesem Beispiel, dass es allein schon aufgrund der unkontrollierten Invisibilisierungen ein zweifelhaftes Unternehmen wäre, aus der Beobachtung eines Gehirns oder eines Organismus epistemologische Schlussfolgerungen ziehen zu wollen. Denn solange sich der Beobachter nicht beim Beobachten *selbst* beobachtet und dieses Wissen wieder in die Beobachtung einfließen lässt, wird er nicht wissen, was er ausgeblendet hat und daher leicht die Objekte seiner Beobachtung zu »natürlichen Objekten« hypostasieren.

mologischen Standpunkt ein, sondern reihen sich als gleichwertiger Teil in eine Verkettung von Operationen ein. Der Beobachter zweiter Ordnung weiß es nicht in einem epistemologischen Sinn *besser* als der Beobachtete (Luhmann 1990a:46), sondern er sieht »weniger und anderes« (Luhmann 1998:1119) – denn er tauscht die (vermeintliche) ontologische Gewissheit der Beobachtung erster Ordnung ein und gewinnt dadurch erheblich an Komplexität, dass die Unterscheidungen, die auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung lediglich operativ verwendet werden, als *Einheiten von Differenzen* beobachtbar werden: der Beobachter zweiter Ordnung sieht beide Seiten einer Unterscheidung (mit der der Beobachter erster Ordnung operiert) *gleichzeitig*. Die vorher als solche unzugänglichen Unterscheidungen werden dadurch anschlussfähig und vor allem *disponibel*, indem ihre (für den Beobachter zweiter Ordnung) paradoxe Form durch weitere Unterscheidungen aufgelöst werden kann. Wenn dabei nicht das *Was*, sondern das *Wie* des Beobachtens beobachtet wird, werden die Erkenntnisse rekursiv auf das Beobachten zweiter Ordnung anwendbar, insofern sie etwas über die *Form* des Beobachtens aussagen. Das operative Modell von Beobachtung verdeutlicht damit zugleich, dass die verwendeten ›Unterschiede‹ nicht etwas Überzeitliches sind, sondern dass sie jeweils instantan in der Operation entstehen, mit der Operation verschwinden und von anderen Operationen bzw. Unterscheidungen abgelöst werden. In Luhmanns Modell gibt es (auf der Systemebene) kein ›Außerhalb‹ des Vollzugs von Operationen. Insofern immer nur Operationen andere Operationen ablösen, gibt es keinen Ort, an dem Unterschiede als solche »existieren« könnten.

Ontologie beobachtet

Zunächst ist es in unserem Kontext interessant, die differenztheoretische Beobachtertheorie auf ontologische Betrachtungsweisen zu beziehen. Zwar spielen explizite ontologische Konzepte wie der oben vorgestellte ›externe Realismus‹ wohl eine eher unmaßgebliche Rolle in sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskursen. Jedoch macht die Beobachtertheorie deutlich, dass die »Alltagsbeobachtung« als Beobachtung erster Ordnung ihre eigene Ontologie fortlaufend mitproduziert, insofern die handlungspraktische Notwendigkeit besteht, die eigenen Beobachtungen zu »externalisieren«, also in einem Außenraum zu verorten.

Luhmann stellt die These auf, dass die Ontologie der alteuropäischen Tradition als Bestandteil unserer geschichtlichen Überlieferung orientierungsrelevant bleibt: »Sie kann nicht absterben – gerade weil sie offensichtlich nicht mehr passt, gerade weil sie ständig negiert werden *und dafür zur Verfügung stehen muss*« (Luhmann 1998:894). Es spricht einiges dafür, dass der natürliche Realismus, den wir laufend in unseren Beobachtungen erster Ordnung pflegen, die ontologischen Prämissen immer wieder adäquat erscheinen lässt.⁹ Dies liegt weniger am stets prekären Generalbegriff des Seins als vielmehr an dem, was in der Ontologie *invisibilisiert* und ausgeschlossen wird – der Umstand, dass man »nicht sieht, dass man nicht sieht, was man nicht sieht« (Luhmann 2002:159), kann leicht zu der Ansicht führen, dass nicht »ist«, was nicht »Sein« ist. Gerade gegen diese Haltung, die in der Moderne allerdings komplexere Formen annimmt, sind zahlreiche Begriffe und Metaphern aufgebracht worden – Freuds *Es*, Heideggers *Sein*, das *Reale* Lacans, Adornos *Nicht-Identisches* und die bereits angeführte *différance* Derridas können als Beispiele gelten, die die Anerkennung eines solchen Tertiums einklagen.

Aus der Sicht der Beobachtertheorie ist Ontologie »das Resultat einer Beobachtungsweise [...], die von der Unterscheidung Sein/Nichtsein ausgeht und alle anderen Unterscheidungen dieser Unterscheidung nachordnet« (Luhmann 1998:895). Erst – und nur dann – wenn man akzeptiert, dass jede Unterscheidung *als* Unterscheidung eine kontingente Beobachteroperation ist, wird es möglich, diese intuitiv wie pragmatisch so plausible Differenz auf ihre Kosten hin zu befragen, also auf das, was sie invisibilisiert und damit für Anschlussoperationen – oder, weniger im Jargon der Systemtheorie, als Handlungsmöglichkeiten unerreichbar macht. Die Unterscheidung Sein/Nichtsein ist in dieser Hinsicht besonders »beobachtungresistent«, da sie jeder Beobachtung zugrunde zu liegen *scheint*: man kann nur etwas beobachten, das »ist«, und man kann nicht etwas beobachten, das »nicht ist« (das Nichtsein »konsumiert sich sozusagen selbst« im ontologischen Schema; Luhmann 1998:898). Man braucht das Nichtsein lediglich als abstrakte Negation des Seins, um Realität auf der Seite des Seins zu verorten. Hat man diesen Unterschied erst

9 | Die Ontologie, wie Luhmann (1998:912) anmerkt, »ist (im Vergleich zu allem, was wir uns heute an Physik und an Logik leisten) sehr nahe an Alltagsplausibilitäten gebaut – nur schöner, festlicher, nachdenklicher.«

einmal gemacht, bestätigt er sich selbst, denn er kann widerspruchsfrei nur auf der Seite des Seins, also als real, verortet werden.¹⁰

Dieser ontologische Sogeffekt betrifft nun jeden Erkenntnis- oder Beobachtungsbegriff, der nach dem Schema des Erkennens bzw. Beobachtens von *Etwas* konzipiert ist – denn das bedeutet, die »beiden Seiten, das Beobachten und das Beobachtete, wiederum nach Sein und Nichtsein zu unterscheiden«, bzw. in der Sachdimension zwischen Ding und Erkenntnis (Luhmann 1998:898 f.). Jede repräsentationalistische Erkenntnistheorie wird folglich Probleme damit haben, die Unterscheidung Sein/Nichtsein als gegenüber der Beobachtung bzw. dem konstruktiven oder »welterzeugenden« Moment *sekundär* zu behaupten – wie oben an den Beispielen der quasi-realistischen und antirealistischen Konstruktivismen zu erkennen war. Ob man sich auf ›extern-reale‹ Materialitäten oder statt dessen andere symbolische ›Welten‹ bezieht, macht insofern keinen Unterschied, als auch symbolische Entitäten jeweils »sind« oder »nicht sind« und trotz der Absage an den Realismus dem ontologischen Schema unterliegen.¹¹ Die Crux liegt also *nicht* darin, ob man etwas als – und hier kommen wir auf Rorty zurück – »gefunden« oder eher als »gemacht« verstehen will (vgl. Rorty 1997), sondern darin, dass überhaupt ein Bezug auf *ein Etwas* stattfindet, das a) eine ›irgendwie‹ als solche *vorgängige* und vorstrukturierte Einheit darstellt, also *bereits* Identität besitzt und das b) seinen Sinn als diese Einheit (d.h., seine Verbindungen mit

10 | Der Zwang zur binären Zuordnung in Kombination mit der Realitätsbehauptung auf einer Seite der Zuordnung ist selbstbestätigend: Man kann, *nachdem* diese Unterscheidung getroffen wurde, nicht mehr die Behauptung anschließen, der Unterschied zwischen Sein und Nichtsein wäre nicht *real*. Denn in diesem Fall käme der Differenz Sein/Nichtsein kein Sein zu, sie fiel in das Nichtsein und wäre damit *als* Differenz nicht existent – was aber offenbar nicht der Fall ist, sonst hätte die Frage nach der Realität des Unterschieds von Sein und Nichtsein nicht gestellt werden können. Der einzige Ausweg besteht im Wechsel des Referenzrahmens, also in der Ersetzung dieses Unterschiedes durch einen anderen. Da die ontologische Differenz sozusagen ihre ganze Plausibilität selbst beansprucht, ist jede andere Grundunterscheidung notwendiger Weise alltagsontologisch hochgradig unplausibel.

11 | Dies ließ sich am prominenten Beispiel des Relativismus Nelson Goodmans beobachten: Der Bezug auf eine nicht existierende symbolische Welt wird, ganz wie in der realistischen Ontologie, als Fehler aussortiert: dies sind die ›falschen‹ Bezugnahmen im Gegensatz zu den wahren. Sich falsch auf eine Welt zu beziehen, heißt also, eine Welt zu verfehlen und sich tatsächlich auf etwas zu beziehen, was es nicht gibt (vgl. oben Kap. 4.2).

anderen derartigen Einheiten) erst durch die Bezugnahme von ›oben‹ oder ›außen‹ erhält. Was die Systemtheorie zu beobachten vorschlägt, ist demgegenüber a) eine *Differenz*, die b) ihren Sinn operativ selbst erzeugt.

Die systemtheoretische Beobachtungstheorie als Antirepräsentationalismus: Die De-Ontologisierung des Realitätsproblems

Während Rorty zur Vermeidung repräsentationalistischer Denkweise eine pragmatische, ›diskurstherapeutische‹ Lösung vorschlägt – der rhetorischen Enthaltensamkeit, des Verzichts auf solche Konzepte, die begriffshistorisch repräsentationalistische Ansätze kennzeichneten – findet man bei Luhmann das Bestreben, Begriffen wie »Welt« und »Realität« vor dem Hintergrund der differenzkritischen Verfahrensweise neue, de-ontologisierte Bedeutungen zuzuweisen. In Abgrenzung zu den beiden genannten Kritikpunkten am Repräsentationalismus lässt sich dabei für die system- bzw. beobachtungstheoretische Sichtweise zusammenfassend folgendes festhalten:

a) Es werden nicht einheitliche Entitäten, sondern Differenzen beobachtet, die unter dem Aspekt der Einheit als Paradoxa (paradoxe Einheiten von Differenzen) erscheinen, und die sowohl den Begriff der Einheit selbst unterlaufen (oder auch: dekonstruieren) wie auch weitere Unterscheidungen erfordern, um aufgelöst (eben: unterschieden) zu werden. Auch »Differenzen« stellen folglich in diesem Modell keine Entitäten dar – »eine Differenz kann man nicht wie eine Sache behandeln« (Luhmann 1987:244), sondern temporalisierte, instabile Formbildungen, die mit der nächsten Beobachtungsoperation bereits verlassen (bzw. erneut vollzogen) werden.¹² Systeme existieren, wie Jean Clam diesen Sachverhalt ausdrückt, »nur als Operationsvollzüge der Reflexion des sie stiftenden Unterschieds zu seiner Umwelt« (Clam 2002:22; Herv. im Orig.). Beobachter bzw. Systeme bilden somit eine »postontologische Gegenstandskategorie einer Protobeobachtung der Welt als komplex«.

b) Speziell für die Beobachtung von Systemen i.S. der Systemtheorie (im Gegensatz zum aufgezeigten Sinn im Radikalen Konstruktivismus) gilt, dass die beobachteten Systeme – genauer: die beobachteten System/Umwelt-Differenzen – ihren Sinn nicht *erst* durch den Beobach-

12 | Vgl. in diesem Kontext unten S. 201 zur Differenz Medium/Form.

ter erhalten. Freilich kann der Beobachter nur den Sinn erkennen, den er selbst macht. Der zentrale Ansatzpunkt der Systemtheorie besteht jedoch darin, den eigenen Sinn gleichsam aus dem Sinn des beobachteten Systems zu generieren. Es geht also nicht um den Sinn, den der Beobachter stiften kann, sondern um den Sinn, den der Beobachter erfahren kann, wenn er beobachtet, auf welche Weise das beobachtete System *sich* abgrenzt, verortet und reproduziert – es geht also, mit anderen Worten, darum zu beobachten, wie die beobachteten Systeme »selbst die Unterscheidung von System und Umwelt in Bezug auf sich selbst handhaben« (Luhmann 1987:245).

Gerade die lebensweltliche Unplausibilität der systemtheoretischen Beobachtungsweise macht deutlich, dass dabei nicht ein repräsentationaler Bezug auf Systeme stattfindet: man wird Systeme – psychische Systeme oder soziale Systeme wie das der Ökonomie, des Rechts, der Kunst, der Massenmedien etc. – nirgendwo anders finden als ›in‹ der jeweils zu vollziehenden Entscheidung, etwas *als* System/Umwelt-Differenz zu unterscheiden (Luhmann 1992:314) – die List der systemtheoretischen Vernunft liegt gleichsam darin, die eigene Grundunterscheidung so zu wählen, dass sie *zugleich* die Unterscheidung dessen ist, was beobachtet – also unterschieden – werden soll. Diese Theorieanlage bringt, wie das nächste Kapitel darlegen wird, eine Neubewertung der Auffassungen von Realität mit sich.

